



Ideen muss man haben: Das schwebende Haus des Wiener Büros „querkraft“

# Neue Bescheidenheit

Die Krise, die Moderne, die Ideen: Der „Day Off“ an der Uni Hannover zeigt, wo die Zukunft der Architektur liegt

Architektur ist bekanntlich eine Kunst. Mit dem Unterschied, dass auch weniger berühmte Architekten – anders als zum Beispiel weniger berühmte Maler – bislang lediglich gut daran verdient haben. Das aber ist vorbei, die Branche darbt, viel ist ohnehin nicht mehr zu bauen, und für Fertighäuser braucht's keine Baumeister. Wer jetzt Architekt wird, hat düstere Aussichten. „Off“ nennt man diesen Zustand. Junge Architekten bauen kaum noch, sondern arbeiten, um zu überleben, mit Medien, Design, Mode. Und sie tun das nicht im klassischen Büro, sondern suchen sich Kooperationspartner von Fall zu Fall für „Projekte“. So weit, so schlecht.

Aber: Gibt es auch Wege aus dem Off? Die Studenten des Fachbereichs Architektur der Universität Hannover wollten das mit einem ganzjährigen Symposium zum Thema, einem „Day Off“, tiefer ergründen. Die Antworten, die sie bekamen, liefen in zwei verschiedene Richtungen, landeten aber jeweils bei der These: Im Prinzip ja. Es gibt andere Wege. Doch nicht die Welt, sondern die Architekten müssen sich verändern.

Antwort eins: Hanno Rauterberg, Architekturkritiker der „Zeit“, führte die Krise der modernen Architektur auf ein missverständliches Elitenbewusstsein der Architekten zurück. Rauterberg machte das an dem um sich greifenden Historismus mit Schlossnachbauwünschen in Berlin, Braunschweig, Potsdam und Hannover fest, am auf alt getrimmten neuen Hotel Adlon in Berlin, nach dessen Vorbild jetzt ein ganzes Quartier gestaltet werden solle. Die Architektenschaft könne noch so laut „Kitsch“ brüllen, das Retro-Be-

dürfnis sei da, man könne es auch an Möbeln und Autos ablesen. Rauterberg hält das für einen Irrweg, für den Versuch, Heil in einer heillosen Zeit zu stiften, mittels einer Hülle einen Inhalt zu schaffen. Aber andersherum sei es ein Fehlschluss, aus der Ablehnung des Traditionalismus die Rechtfertigung für moderne Bauten zu ziehen. Dazu müssten die modernen Architekten erst einmal lernen, sich und ihre Arbeit zu erklären, sich den Menschen zu öffnen.

Wenn man dem Kritiker so lauschte, konnte man fast den Eindruck gewinnen, bei der Architektenschaft handele es sich um eine nahezu autistische Zunft. Dummerweise ist das eine Menge dran. Die klare, nüchterne, schönheißende Bauweise gilt als Maß der Dinge, die Verwendung „heutiger“ Materialien und Formen als zwingend. Das wäre so, als würde man einem Musiker den Plattenvertrag kündigen, weil er einen Jazzbesen einsetzt. Aus der Ansicht, moderne Architektur sei schön, könne man nicht das Recht ableiten, Andersdenkende des schlechten Geschmacks zu zeihen, sagte Rauterberg. Er plädierte für Bescheidenheit. Moderne Architekten müssten nicht Gemütliches bauen, aber vielleicht Gemütliches. Sie sollten ihre Philosophie Laien erklären, sich öffentlichen Disputationen stellen, und in den Wettbewerbsjahren könnten doch, wie in den Schöffengerichten, normale Bürger mitreden. Rauterberg fordert den Architekten nicht weniger ab als das Verlassen des architektonischen Elitenbegriffs (es ist natürlich nicht gibt's viel zu [lynxisch]). Sie sind eben nicht, wie sich noch Ludwig Mies von der Höhe verstanden hat, die Erzieher der Menschheit.

Antwort zwei lautete schlicht: Gute Ideen. Eine Reihe junger Architekten erläuterte im Foyer des hannoverschen Fachbereichs, wie sie sich über Wasser halten und wie daraus langsam eine Existenz erwächst. Manchmal ist das fast nur ein philosophischer Ansatz, wie bei der Stuttgarterin Ulrike Mansfeld und ihrem Büro „mikropolis“: Sie sieht Gebäude weniger als fertige, gebaute Produkte, sondern als baubaren Prozess und hat beispielsweise die Innenwelten von Arztpraxen und Wohnungen entworfen, die sich problemlos neuen Anforderungen, Erweiterungen anpassen lassen. Jan Edler vom Berliner Büro „realtimeunited“ erzählte, wie er mit halb ernstem, halb spielerischen Ideen in die Szene hineinrutschte. Beispiel: Was tut man, wenn man keinen Balkon hat und das Baurecht auch keinen zulässt? Man installiert einen ausschließlich in der Wohnung verankerten, durchs Fenster ausfahrbaren Liegestuhl, mit dem man dann über der Straße schwebt. Mit solchen und anderen Projekten brachten sich Edler und Co. ins Gespräch und brachten es bis zum Auftrag für die Multimediale Installation an der Außenhaut des Grazer Kunsthauses. „Wir arbeiten viel und verdienen wenig“, sagte er. Aber es geht.

Osa – Office for subversive architecture – heißt ja schon so und ist ein lockerer, lustiger Zusammenschluss von Leuten, die ihr Geld alle anderswo verdienen und deshalb frei sind in ihren Plänen. Mal haben sie eine stinkende, beschmierte Fußgängerunterführung okkupiert und zur „SZKB“-Wohnung umfunktionsiert, mal dementen 250 am Trafalgar Square in London zusammengetrommelte Leute, mit weißen Schutzanzügen und schwarzen

Regenschirmen ausgestattet, zur menschlichen Installation „London roof“ Nicht ohne architektonische Hintergedanken: Die Dachstützen des Londoner Standed-Flughafens von Norman Foster zitieren die Regenschirme, und die Regenschirme zitieren dann wiederum Foster.

Aber auch normale Architekten können überleben, wenn sie nur ihre Kunden ernst nehmen, ihre Ideen geduldig erläutern und sich von jeder Geschmacksdiktatur fern halten – und hier flossen dann Antwort eins und Antwort zwei ineinander: Peter Sapp und Jakob Dunkl vom Wiener Büro „querkraft“ erläuterten, erst mal hinterfragten sie alles, sogar den Auftrag selbst. Dann suchten sie nach ungewöhnlichen Lösungen. Beispiel: Ein Haus sollte günstig und hell sein. Die Architekten bestellten keine Glaswände für ihren Hausentwurf, sondern suchten nach billigen Restglassteinen aus Überproduktionen, kopierten das Haus danach. Das Innere eines Lofts teilten sie – auch aus Preisgründen – nicht mit Glaswänden, sondern mit Gummi auf. Schließlich das schwebende Haus: Auf einem kleinen Gartenhanggrundstück sollte ein Gebäude entstehen, das den Garten zugestellt hätte. „querkraft“ grub einen standfesten Keller in den Hang und baute das (leichte) Haus so darauf, dass zwei Drittel in der Luft hängen – darunter ist viel Platz für Beete, und wegen der Hanglage auch genug Licht. Es kommt eben darauf an, wie man es macht und wie man Kunden gegenübertritt. „Off“ zu sein, lernen die Studenten, ist nicht zwingend.

BEY STEEBE